

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Nieten und Treffer [Fortsetzung]
Autor: Kelterborn, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572714>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nieten und Treffer.

Humoristische Novelle von Rudolf Kelterborn.

VII.

Es gibt eine Art Käthenjammerwonnedusel, wo der allmählich wieder zu sich kommende Mensch sich mit der ganzen Welt versöhnen möchte, eine Seelenhäutung, wo nach den Schrecken des verdampfenden Rauches man wieder in der Unschuld Schwanenkleid aufzutreten glaubt, wo man wähnt, von den Andern willkommen geheißen zu werden, wie die Engelein im Himmel einen Sünder, der Buße thut, willkommen heißen. So war es dem Herrn Doktor Matthieu Myriam zu Mut, als er am Tag nach dem Fest die Reise in's Gebirg antrat, um in einem abgelegenen Nest den Mann aufzusuchen, der ihm zur Hebung eines Schatzes unentbehrlich schien, Ursus Gaudens, den Wasserschmecker. Und das kam so. In dem entscheidenden Moment, wo der Rauch in einen Käthenjammer, das Allegro in ein Miserere übergeht, da hatte Myriam einen Traum, der ihn zum großen Manne mache; denn in diesem Traum war ihm vorgekommen, er sehe in jener verrufenen Wildnis, die Louise wegen der übeln Ausdünstung nicht mehr betreten wollte, eine Nymphe, die einen Heilquell offenbarte, einen Heilquell wie zu Baden im Aargau und im Schwarzwald, wo der Inhaber mit einem Schlag zum reichen, der Entdecker zum berühmten Mann gemacht wird, so reich und so berühmt, daß ihm kein Mensch, nicht einmal die schöne Louise, eine Bitte abschlagen könnte. Dass das Letztere unter allen Umständen der Fall sein werde, war schon daraus zu schließen, daß die überirdische Erscheinung auf ihrem nackten Fuß einen blauschimmernden Käfer sitzen hatte.

Mit dem Festbericht, den er übernommen, war also der Reporter kurz fertig; dann verschaffte er sich vom Sohn des Wirts ein Lehrbuch, um sich in zehn Minuten die nötigen Kenntnisse in der Chemie anzueignen; dann suchte er den Aufenthalt des Wasserschmeckers ausfindig zu machen, über dessen Wert und Unwert die Leute der verschiedensten Ansicht waren. Das Kinderfest, das der schon vorhandenen Dekoration wegen noch sollte abgehalten werden, ließ er auf sich beruhen, als er hörte, daß es galt, erst eine zweistündige Fahrt im Postlein und nachher noch eine erkleckliche Strecke zu Fuß abzuwickeln.

Gaudens wohnte in einer verlassenen Gipsmühle, die er mit Hülfe alles möglichen Abbruchmaterials anderer Gebäude in ein sogenanntes Schloß umgewandelt hatte. Der Name Spelunke hätte auch nicht übel gepaßt.

Je eifriger sich Matthieu seinen Träumen und Entwürfen hingab, desto fester wurde er überzeugt, daß er ohne Hülfe des geheimnisvollen Mannes durchaus nichts erreichen könne. Vor echten Männern der Wissenschaft hatte er eine erklärlche Scheu; er selbst verstand trotz seines philosophischen Doktortitels von der Chemie noch siebenmal weniger als der Quacksalber des Gebirgs, wiewohl er sich dunkel erinnerte, daß allerdings das Wasser zu Baden im Aargau haarscharf wie faule Eier rieche und daß selten ein großer Gelehrter eine Heilquelle entdeckt habe, sondern meistens ein verirrtes Kind oder eine angeschossene Wildsau.

Endlich saß er im Postwagen. Seine Reisegenossen waren, wie sich bald herausstellte, ein Fürsprech und dessen junges Schreiberlein. Es wurden nur wenige Worte gewechselt. Den beiden Andern war Myriam sicherlich höchst ungelegen; um so willkommner mußte es ihnen sein, als diesem nach kaum halbstündiger Fahrt die Augen zufielen; denn der Mangel an Schlaf und der Zustand vor dem Erwachen hatte seine Lebenskraft so sehr untergraben, daß der kurzen Aufregung eine tiefe Erschlaffung folgen mußte.

Nach längerer Zeit erst wurde er, die Augen noch verschlossen haltend, auf der Fahrgenossen Gespräch aufmerksam; dies war allerdings von einem Inhalt, daß es eine so neugierige Seele, wie die des Kathederphilosophen zum höchsten interessieren mußte. Es stellte sich heraus, daß der Fürsprech und sein Adjunkt auf dem „Galmen“ und sogar im „letzten Bahnen“ gewesen, um halboffizielle Erhebungen über gewisse Vorcommunisse und Zustände zu machen. Von Nepomuk ward gesagt, daß er ein armer Tropf sei, der nun den Buckel herhalten müsse für das, was seine Frau gethan. Ob man das Verschleppen als Diebstahl qualifizieren könne, sei noch nicht erwiesen; die Petronella habe ein freches Maul und schwöre sieben Eide darauf, daß sie die Waren und Effekten als Abzahlung für geleistete Dienste bekommen, und das sei am Ende nicht leicht abzustreiten; denn die Hälfte der Kurgäste auf dem Galmen seien auch Vieferanten, die sich schadlos essen und trinken, damit sie auf diese Weise zur Zahlung ihrer Forderungen gelangten; das Aktiennehmen statt Baargeld sei ihnen verleidet, mit Aktien habe man sogar die besser gestellten Dienstboten abgespeist.

„Wenn der Küchenchef mit seinem Karren in den Dreck kommt,“ sagte da der Fürsprech, „so hat ers verdient. Ich hab selber zugesehen, wie er einem armen Kind zwei Bähen gegeben



Zürich 1837. Radett.

für einen großen Korb voll Erdbeeren, um den es sich sicherlich wenigstens zweitausend Mal hat bücken und die Füße wundlaufen müssen! Auf der Rechnung werden aber für die Erdbeeren mindestens zweimal zwei Fränklein angesezt, alles, damit die Juden und die Stadtherren schöne Prozente ziehen und die Herren Oberkellner Beaujolais und Pomard trinken können, während unsereiner, ein Studierter, mit saurem Lacôte vorlieb nehmen muß. Diesmal könnt's aber „leß“ gehen, es liegt etwas in der Luft, das nicht nach Pomeranzen riecht.“

Matthieu behielt die Augen festgeschlossen. „Mich dauert die alte Trößch,“ fuhr der Fürsprech fort, „ein braves Weib, thätig vom Morgen bis zum Abend, die hat ihr ganzes Ersparnis in Aktien angelegt, die man ihr aufgeschwatzt, und hat nichts vom Handel verstanden; gestern wärds lautbar; von 1000 Franken Emmission stehen sie jetzt auf 550 und können, wenn ein amtlich Inventar aufgenommen wird, noch weit hinuntergehen. Und so stehts mit andern auch. Ich hätt' von dem Lumpenpapier keines genommen, wenn ichs um drei Fünflibers hätt' haben können.“

„Da kann der Marx,“ ergänzte der Schreiber, „sein Studieren bleiben lassen. Er war mit mir auf der Bezirksschule und meinte immer, er müsse oben hinaus; jetzt wärds heißen: Im Steinbruch arbeiten oder Kartoffeln stecken.“

„Wenn er das Zeug dazu hat,“ versetzte der andere etwas schroff, „so bringt ers doch zu etwas. Besser so. Es gibt Dörlterlein genug, die zum Erdäpfelsezzen zu dumm sind.“

Da zuckte Matthieu mit den Augenwinkeln. Sofort begann der Fürsprech, dem das nicht entgangen, vom diesjährigen Stand der Neben im Seeland zu reden; zugleich unterließ er nicht, seinem Gehülfen zuzuwinken und ihn mit dem Fuße anzufstoßen.

Es war nicht mehr nötig, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen; denn das Postlein hielt am „Bären“, dem Hauptwirtshaus der Talschaft.

Der Abschied war kurz. Als Matthieu sich einige Schritte entfernt hatte, fragte der Dorfjurist den Postillon, wer der unbekannte Reisegenosse gewesen. Die Antwort lautete, es werde ein „Gummi“ sein, der den Krämern baumwollene Dichten aufschwazt.

Für den Verkannten galt es nun, eine Fußwanderung anzutreten, die in ein einsames Seitentälchen führte, dessen schmale Sohle Pfad und Bach so redlich teilten, daß sie stellenweise nur Eines bildeten. Immerhin fand der Wandrer Gelegenheit, da es bald holprig empor, bald wieder ein Stück weit glatt vorging, seine Unternehmung und überhaupt seine ganze dermale Verfassung von allen Seiten zu prüfen. Auch über ihn, den Armen an Geist, kam der Segen der Waldluft, der wohlthätige Himmelsthau der Einsamkeit. Er wurde durch einzelne Waldvorkommnisse, Pflanzen, die man nicht alle Tage sieht, Wurzelwerk seltsamer Gestaltung an die Zeit seiner Kindheit erinnert, wo er noch kein eitler Geck gewesen, wo ihm aufrichtige Sehnsucht nach etwas noch nicht festgestaltetem Zukünftigen, etwas Höhem und Edlem in der Seele wohnte, bis er nach und nach dem momentanen Erfolg nachgehastet, von einer eitlen schwachen Mutter irregeführt, die fade Wichtigthuerei an Stelle

des Männerstolzes treten ließ und die Erlangung des rite gewonnenen Doktorhutes als Abschluß statt als primären Markstein wissenschaftlichen Wirkens betrachtete, worauf seine Eristenz im flachen Sand versiegte. Es kam ihm beim Anblick der himmelanstrebenden Tannen nun vor, so ein Baum habe es durchaus nicht nötig, an eine Stange gebunden zu sein, es wäre auch lächerlich; aber bei einem Geraniumsföcklein, da sei es was andres. Und es war ihm fast, er gleiche eher einem Geraniumsföcklein als einer Wetterlanne. In dieser Stimmung pfiff er einen Monolog. Dann verglich er wieder, stets Louise im Hintergrund schauend, das Männerleben mit dem Frauenleben und dem Leben der Mädchen, und er meinte, die letztern hätten es eigentlich unverschämt gut, sie brauchten nur schön zu sein, so sei ihr Glück gemacht.

An Louise, das Endziel all seiner Wünsche, erinnerte ihn überhaupt das Waldbedunkel, an ihr schmales Füßchen im karrierten Zeugschuh und an den glücklichen Häfer, der sich darauf gewiegt. Und plötzlich ward er wieder mit erneuter Lebenslust und zugleich mit strahlender Hoffnung erfüllt; denn es kam ihm vor, gerade wie Louises Schönheit eine unmittelbare Gottesgabe sei, so sei ihm die Genialität, der Tiefblick in die Natur angeboren, daß er ohne langjährige chemische Studien das Heureka über der entdeckten Quelle ausrufen könne; die meisten großen Männer seien ja eigentlich doch nur Glückskinder, keine großen Denker gewesen. Wenn's aber einträfe und die Schwefelquelle gefaßt werden könne, dann! dann! dann! Daß es sich um Schwefelwasserstoff und nicht bloß um Schwefel handle, hatte ihm ein Kantonschüler im „Weisen Kreuz“ noch im Haussgang expliziert; aber er dachte, wenn nur einmal der Schwefel gefunden, an Wasser sei ja hiezuland kein Mangel. „Wie mancher Esel,“ dachte er, „hat in Pennsylvania Petroleum gefunden und ist steinreich daran geworden! Warum soll es mir nicht auch gelingen?“ Das stimmte ihn so fröhlich, daß er sich einen Busch schöner dunkelblauer fünfzipfliger Glockenblumen pflußte und den Hut damit verzierle. So geschmückt trat er endlich aus dem Wald heraus und erkannte bald das gesuchte Kästel an den auf dem Dach wuchernden Hauswurzen, die wie Quasten über die Rinne herunterhingen.

Als Glockengriff sollte ein Pistolenhaft dienen. Auch das traf zu. Aber sechsmal mußte der Unkömmling läuten, ehe er im Innern des Malepartus ein Geräusch vernahm. Schon war er auf dem Sprung, unverrichteter Sache wieder umzukehren, als sich das Thürlein aufthat. Der Einsiedler zeigte sich, einen zahmen Dompfaffen auf dem ausgestreckten Finger, das Gesicht unter einen grünen Augenschirm verborgen. Er gab weder Freude noch Überraschung zu erkennen, als er des Besuchers ansichtig ward.

„Zu wem will man?“ war seine Frage. Etwas verlegen, fast ängstlich, antwortete der Wandrer: „Nun, ich denke, zu Gaudens, dem Wasserdrichmecker.“

„Meister Ursus Gaudens!“ verbesserte dieser. Dann fragte er, immer noch starr unter der Thür stehend, zugleich den rebellischen Gimpel begütigend: „Will man zum Gaudens in Sachen von menschlichen oder in Sachen von Viehbresten oder gar in Sachen von reribus naturalibus unterirdischer Art?“

„Ich denke, das letzte,“ antwortete Matthieu, nunmehr ungeduldig; „aber es heißt rebus!“

Er ward in ein Gemach geführt, das einen Breughel entzückt hätte. Gaudens, seinen Goll auf einen Sedel setzend, sprach erklärend: „So ein Tierlein hat seine eigene Vernunft; es will allzeit wissen, mit wem ich verkehr und im Handel bin, und wenn's Unrat wittert, so schauts mich an, daß es zum Erbarmen ist. Jetzt sprechst, warum Ihr in meinen Venusberg gekommen. Ist Eure Frau unlustig geworden? Oder habt Ihr noch gar keine? Ihr macht ein Gesicht wie ein Negoziant, dem ein Jud im Weg steht.“

Mit diesen Worten hatte der Alte den Augenschirm über den Kopf zurückgeschoben und seinen Klienten scharf ins Auge gefaßt, sodaß dieser, noch durch die Erwähnung des Jüden elektrisiert, in Verwirrung geriet und sich ganz unheimlich fühlte. Dies behagte dem Wundermann; er musterte mit seinen grauen Augen den Zaghaften nur noch durchdringlicher, halb wie ein Beichtiger, der seinem Pflegling eine von den sieben Todsünden extorquieren will, halb wie ein Räuberhauptmann, der einen Lehrling, einen romantischen Kosinsky, engagiert. Es dauerte lang, bis der akademisch promovierte Fakultätsdoktor dem Quells- und Walddoktor begreiflich machen konnte, weshalb er eigentlich gekommen und daß er schon damals auf dem gemeinschaftlichen Heimweg vom „Letzten Bâzen“ großes Vertrauen zu ihm gefaßt, nicht nur wegen seiner Studiertheit, sondern weil er vielleicht eine geheime Kraft, ein überirdisches Vermögen in seinen Nerven besitze, unterirdische Schätze bloßzulegen.

Dazu nickte Ursus mit dem Kopf, aber sagte weder Ja noch Nein; dagegen fragte er bei Erwähnung des „Letzten Bâzens“, was es dort Neues gebe; es hätten kürzlich zwei Elstern auf seinem Brunnstock gehockt, die hätten sonderbare Zeitung gebracht, er möchte es nicht gesagt haben. Matthieu, endlich zu einem Siße gelangt, sah ein, daß er richtig auf sein Ziel lossteuern müsse, wenn er vor Mitternacht wieder bei zivilisierten Menschen sein wollte. Weil ihm das ganze Benehmen des Mannes zugleich Vertrauen in seine überirdische Macht und Misstrauen in seine Ehrlichkeit und Freundschaft einsloß, so wußte er nicht recht, wie er sein Vorhaben angreifen wollte. Er that's, meinte er, so schlau als möglich und redete von Schwefelgestank und Heilkraft, doch ohne den Ort zu nennen, um den es sich handelte.

„Redet offen,“ fragte endlich Gaudens, mit gekreuzten Armen vor dem Erschreckten stehend, „hat Euch der Jud geschickt, der Frankfurter, oder hat einer von der Gemeinde mit Euch gesprochen! Man will ja droben ganz was Neues anfangen, heißt es, und an Geld fehlt's den Stadtherrn nicht. Wenns so ist, so wären wir Narren, wenn wir sie nicht Goldvögelein schwören ließen, daß es eine Art hat.“

Jetzt ward's dem armen Doktor erst recht blau und grün vor den Augen. Sollte ihm der schlaue Goldstein schon zuvorgekommen sein? Hatte die Dorfgemeinde oder sonst jemand schon Wind von der Sache? Er fühlte bereits, daß er nicht mehr die Seele des Geschäftes war, und beschloß kleinmütig, zu retten, was noch zu retten wäre. Er that für diesen Fall das Beste, blieb soviel wie thunlich bei der Wahrheit und ließ durchblicken, daß Gaudens ihm gänzlich vertrauen könne, da er mit ein-

flüßreichen Leuten auf dem intimsten Fuß stehe; nur insofern erlaubte er sich eine massive Lüge, als er erklärte, daß er das Wesen der Chemie an den Schulen ab origine studiert habe.

Neber die definitive Entdeckung und Fassung der Quelle ward noch lange planiert und projektiert, wobei jeder vom andern Maulhalten und Klugsein gegenüber jedem dritten verlangte; endlich kam man soweit, daß der Wurzengräber, nachdem sein Klient blanke vier Fünffrankenthaler als Haftgeld und Gottespennig hingelegt, versprach, er werde sich an einem bestimmten Vormittag an einer bestimmten Stelle des Waldes einfinden, weil das Gelände erst am hellen Tag abgesucht werden müßte, eh man zum wirklichen Graben und Wühlen schreiten könnte, was man unter dem Schutz der Nacht vorzunehmen gedachte. Nochmals gelobten beide einander Geheimhalten des Vorhabens, wobei sie sich anschauten wie zwei Nocklämme, die handelseinig geworden.

Nachdem Ursus die Silberstücke beiseite gelegt, ward er zuthunlicher und hieß den Gast noch ein wenig bleiben; so einer sei er nicht, wenn schon verrufen im ganzen Land, daß er nicht vermöchte seinen Freund zu gastieren; er sei mit Enzian, selbstangesetztem Wachholderwaldkirsch und Alltagsbrenz versehn und ungetrunken lasse er den Herrn unter keinen Umständen verreisen; nur solle er ihm den Gefallen thun und die blauen Blumen vom Hut und aus dem Knopfloch machen, das seien Allelei oder Narrenkappen, die könnten dem Unternehmen schaden. Dann musterte er seine Habseligkeiten, zeigte den goldenen Erdwurm, den Schwefelkiesklumpen, den ihm das Museum nicht hatte abkaufen wollen, und wies auch ein Grubenlicht vor, das er einst an einem Tunneleingang gefunden; das könne man nun vortrefflich brauchen; denn da man wahrscheinlich in eine Kluft hinunterklettern müsse, so sei eine Senkkalpe unentbehrlich. Ferner erzählte er, daß er jederzeit Ameisenerei für Singvögel liefern könne, daß er zum Ziehen des wilden Haars im Auge einen Ruhm habe von Rheinfelden bis ins hinterste Ergueltal, und daß er dafür von den vornehmsten Leuten schon zitiert worden sei; auch den Bandwurm heile keiner wie er, drum seien ihm die Ärzte so auffällig. Mehr als einmal gab er zu erkennen,



Zürich 1837. Schlüe.

dass es sein Prinzip sei, zweifelhafte Sache sich selbst hirngerecht zu machen; dann sei es kein Betrug mehr, sie andern aufzubinden. Der Glauben mache selig, und die Seligkeit sei ja das Höchste, was ein Christenmensch erlangen möge. So erschien der seltsame Mann halb als Dorfquacksalber, halb als antiker Demokrit und Diogenes, dann wieder als Theophrastus Bombastus Paracelsus; man wußte nie, wie und wo man ihn fassen sollte; denn bald hatte er über die einfachsten physikalischen Vorgänge abstruse Ansichten zum Tollwerden, bald zeigte er wieder eine erstaunliche Menschenkenntnis und einen Scharfblick, dem gegenüber Matthieu mit seiner Psychologie, die er einst in einem zweistündigen Privatdozentenkollegium gehört hatte, so albern dastand wie ein ausgestopftes Lama. Dem Verblüfften kam es fast vor, der Wasserschmecker betrachte die Sache nur als einen Fux; dann meinte er wieder, er höre hier so eigentlich ein Privatsymposium, wie man sie zu Hausts Zeiten bei den dunklen Ehrenmännern genossen, die stets mit einem Fuß auf dem Scheiterhaufen gestanden. Vollständig unheimlich ward es ihm, als Gaudens, da Matthieu sich zum Abschied anschickte, so halb vor sich hin die Rede führte: „Sonst wär's am einfachsten, man praktiziert ein Fäulelein Schwefelwasser in eine Felspalte und holt dann ein Kännlein voll heraus. Für Vitriolöl sorg ich schon, und Brandeisen krieg ich in der Gießerei.“

Da Matthieu zu diesem Vorschlag ein langes Gesicht machte, fügte der Wasserschmecker, ohne eine Miene zu verzieren, hinzu: „Ich mach ja nur Spaß, ich meine nur so.“ Dann brachte derselbe seine Wissenschaft und seine Politik wieder auf reellen Boden und erklärte: „Kurz und gut, wo Rauch ist, ist Feuer, und wo Ge-

stank ist, ist etwas, das stinkt. Heut über vierzehn Tag sind wir im Reinen. Wenns einmal in den Badstüberlein aus allen Röhrlein läuft, dann können wir auch am Hähnlein zum Goldbrünlein drehen. Wir kennen uns, Herr Doktor! Wenn ich nun zu meinen vier Thalern, für die Bewirtung rechne ich nichts, grad noch einen hätte, so thäts grad fünf machen, und das ist eine besonders glückliche Zahl, und ich halt sie hoch in Ehren.“

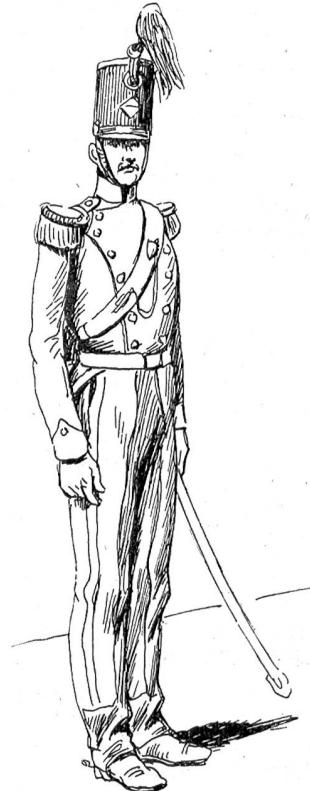
Matthieu wagte es nicht, nein zu sagen; er mußte froh sein, vorher für Silber gesorgt zu haben. Um das bereits Gespendete nicht nutzlos zu verlieren, entrichtete er noch den fünften Silberling, worauf er die tröstliche Quittung erhielt: „Die zweite Zahlung leisten Sie, wenn wir an Ort und Stelle sind; mit dem Rest werden wir schon ins Reine kommen.“

Myriam verabschiedete sich und dankte Gott, endlich die Räuberhöhle hinter sich zu haben.

Er hatte Eile, die Waldstrecke noch vor Dunkelwerden zurückzulegen und rechtzeitig die Retourpost zu gewinnen, mit der er sein Quartier im Städtchen noch erreichen mußte. Erst als er aus dem Dunkel der Bäume hervorgetreten war, da ward es ihm wieder behaglicher, und mit knapper Not die Diligence erreichend, schien es ihm nun wohlgethan, seinem Bedürfnis zu plaudern dadurch gerecht zu werden, daß er sich einen Platz neben dem Kutscher erbat. Diesem wars sogar willkommen; denn er konnte nun seine Neugierde befriedigen und seinen Fahrgäst ausfragen, was er bei dem Einsiedler im Wald zu thun gehabt und wie ihn dieser aufgenommen. Matthieu hielt es nicht für gut, mit der Wahrheit herauszurücken, abgesehen von dem Gelübde, das ihn band; er redete drum herum und kam



Neuenburg 1840. Carabinieri.



Waadt 1840. Chasseur à cheval.



Neuenburg 1840. Quartermaster of the Cavalry.

daher beim Postillon in den Verdacht, er habe sich für irgend einen Leibeschaden ein Geheimmittel zu verschaffen gesucht. Die hieraus entsprungene Entrüstung des Philosophen trachtete der Frager mit den Worten zu dämpfen: „Da sind noch ganz andere Leute in die Mühle gewallfahrtet, sich Rats zu erholen. Erst vor wenigen Tagen fuhr noch eine von den Damen vom „Galmen“, ein donnersstolzes Weib, an mir vorüber; ich wollte Gift darauf nehmen, sie war beim Gaudens.“

Das war für Matthieu neuer Stoff zum Sinnen und Grübeln. Es konnte diese Dame keine andere als Louise gewesen sein. Was wollte die bei dem Quacksalber? Und warum hatte dieser keine Silbe davon verlauten lassen?

VIII.

Der Sommer ging bereits zur Neige, als Knechtli eines Tags gedankenvoll in der Umgebung des „Galmen“ herumstrich; erst hatte er häufige Blicke in eine topographische Karte geworfen und deren Aufzeichnungen mit den thaträlichen Verhältnissen verglichen; jetzt steckte er das Papier in die Tasche; dann überließ er sich, die Hände auf dem Rücken, einem Heer von Gedanken und Sorgen, die zu bewältigen waren. Er vermied es offenbar, mit Kurgästen oder sonstigem Spaziervolk zusammenzutreffen; aber Eile hatte er auch nicht, das Territorium zu verlassen; er schien selbst nicht recht zu wissen, ob er gehen oder verweilen sollte. Kein Mensch hätte geglaubt, daß dies derselbe Mann sei, der noch vor wenigen Wochen im Kreis der Sänger so frohmüthig thätig gewesen; nur wars nicht nur Mißmut, es war ein großer Kummer, eine Seelenlast, was ihn quälte und seinen Blick niedergedrückte. Knechtli befand sich in einer Lage, die ihn in wenigen Wochen mit einer solchen Überfülle von neuen Lebensbedingungen überschüttet hatte; er war schon so manche Tage mit Projekten und Umgestaltung seiner Verhältnisse beschäftigt, daß er, dermalen aufs höchste erschöpft, gleichsam seinem eignen Ich entflohen wollte, wiewohl die Dinge durchaus nicht verdrießlicher Art waren, die sein Herz und seine Gedanken erfüllten.

Nun endlich glaubte er, vor einem Waldhütterhäuschen sich niederlassend, den rechten Weg gefunden zu haben, seines Lebens Vergangenheit aus einer nutzbringenden Perspektive ins Auge zu fassen. Er sah wenige Schritte vor sich eine alte sonderbar verwachsene Buche, die ihm aus den frühesten Knabenjahren bekannt war und in deren Rinde er einst seine Initialen eingeschnitten, wobei ein nagelneues Taschenmesser draufgegangen. Der damalige bittere Verdruß ward ihm plötzlich so gegenwärtig, als steckte er noch in den Knabenschuhen. Er schritt auf den Baum zu, entdeckte die vernarbenen Schriftzeichen und verwunderte sich, daß er damals als vierzehnjähriger Bub schon so hoch hatte hinaufreichen können. Oder hatte vielleicht der Baumstamm seine ganze Masse in die Höhe geschoben? Er rechnete nach und fand, daß es so ziemlich dreißig Jahre sein mochten, seitdem er als plänereicher Jüngling hier gestanden, und er entzann sich jetzt noch sonnenklar all der Hoffnungen und Entwürfe, die damals seine jugendliche Seele erfüllten. Das stimmte ihn weich; er gab sich ganz dem Sinnen an alte Zeiten hin und wußte selbst kaum, was er hat, als er sein Taschenmesser herauszog, säubernd das

Moos von dem alten Baum schabte, emsig zu schnitzen begann und etwas gestaltete, das kein Buchstabe werden wollte, sondern eher einem Menschenherzen glich, so einem, wie man sie auf den Tischen der Lebkuchenweiber erblickt. Und ein Pfeil ging durch das Herz und kam mit seiner Spitze auf der andern Seite wieder heraus. Dazu summte der Holzschnitzer halblaut und traurig vor sich hin:

Han an emen Ort es Blümli gsch,
Es Blümli rot und wyß.

Das Rauschen des Laubbachs war die Orchesterbegleitung, und das allmähliche Dunkelwerden des Himmels paßte ganz besonders gut zu dem wehmütigen Solo. Er war so sehr der Gegenwart entrückt, daß er ordentlich zusammenfuhr, als er hinter sich Schritte hörte, in nächster Nähe. Aber wie durchrieselte es ihn wohlig, da er dem einzigen Wesen ins Auge blickte, das ihm in dieser trübseligen Stimmung Freude machen konnte: Blanche! Da stand sie, am Arm ein Körbchen mit Blumen, in beiden Händen einen angefangenen Kranz.

Das Alles sah er nicht, so sehr überraschte ihn die Erscheinung; er sah auch nicht, mit welch feierlichem Ernst das Mädchen ihn und sein seltsames Treiben betrachtete.

„Auch Sie singen vom Blümli, als wenn es ein Gräbli wäre, und 's ist doch so eine liebe schöne Weise,“ sprach sie.

Jetzt merkte er, daß es ein Totenkranz war, den sie flocht. Er fragte nach dessen Bestimmung.

„Da drunter im „Letzten Balzen“ sieht's bös aus,“ antwortete sie. „Wenn nicht ich dem alten Nepomuk einen Kranz auf den Sarg lege, so thuts niemand. Gestern ist er gestorben; am Sonntag ist Begräbnis. Die Schwester ist nicht, wie sie sollte. Es ist alles Unglück über uns gekommen, seit droben auf dem „Galmen“ Untersuchung war. Und zum Unglück noch die Schande.“

Da der Neberrasche vor Staunen gar nichts zu sagen wußte, so fuhr sie treuherzig fort: „Aber wie kommen Sie hieher, und auch so traurig? Ist denn alle Freude aus der Welt gewichen? Ich hab seit jenem schönen Abend oft an Sie denken müssen; ich war so verstört damals, daß ich Ihnen nicht einmal danken konnte.“ Das sagte sie mit so herzlicher Unbesangenheit, daß ihm plötzlich die Zunge gelöst ward.

Nicht nur die Zunge, das Herz! In den vier Wänden einer Stube wär es nicht so gekommen; hier im grünen Wald,



1851. Chasseur à pied,

unter freiem Himmel, angefichts des herrlichen Mädchens wars ihm, er sei ein ganz ander geworden. Drum platzte er heraus ohne Überlegung: „Wie soll ichs verschweigen, Blanche? Ihretwegen! Hast hätt ich gesagt: Deinetwegen!“

Als sie nun aber scheu zu Boden blickte, faßte er ihre Hand und fuhr fort: „Freilich Ihretwegen. Haben Sie von Javard keinen Bericht bekommen?“

Erstaunt verneinte es die Gefragte.

„Ja doch,“ redete er nun eifrig, „ich habe an Javard, den Doktor in Ihrer Heimatgemeinde, geschrieben, um Sie ausfindig zu machen. Nach dem Sängerfest waren Sie ja verschwunden, und als ich mich aufmachte, Sie im „Letzten Bühnen“ aufzusuchen, wollte mir niemand recht Auskunft geben. Ich merkte wohl, daß etwas geschehen sein mußte.“

„Erst vorgestern,“ war die Antwort, „bin ich wieder dahin zurückgekehrt. Nepomuk, der auf den Tod lag, hatte mir einen Waldbuben geschickt, er sei so kläglich dran und vergehe schier. Ich konnte doch den armen Mann nicht allein sterben lassen. Alles raffte ich zusammen in der „Krone“ drunten, wo ich Zimmermädchen war und in der Küche aushalf, eilte den Berg hinauf und kam gerade recht, den Sterbenden in die Arme zu nehmen und ihm noch ein freundlich Wort zu sagen. Die Petronella, — es ist grausig, es so zu sagen, konnte nichts Gescheidtes mehr heraus bringen. Jetzt ist er erlöst. Diese Blumen kommen auf seinen Sarz, und dann werd ich wieder meiner Wege gehen.“

Knechtli überblickte das ganze Drama, in dem ihm nichts unerwartet erschien.

„Und nun muß ich Sie treffen,“ schloß Blanche; „es ist mir, Gott weiß es, ein Trost, wieder mit rechtschaffenen Menschen zu verkehren.“

„Da passen wir zusammen, Blanche,“ sagte der Angeredete; „auch ich habbs nötig. Drum sezen wir uns aufs Waldhäuterbänklein und plaudern ein wenig. Es ist ja doch um Ihretwillen, daß ich hieher gekommen bin.“ Er war mit sich selbst uneins, ob er ihr das in den Baum geschnitzte Herz zeigen wollte; doch unterließ er es, da er das Mädchen so blühend vor sich sah und an sein eigenes Alter dachte.

„Um meinewillen?“ fragte sie fast ängstlich.

„Ja!“ gab er zur Antwort, so fest er konnte. Und da sie, den Kranz und das Körbchen niederlegend, die Hände frei machte, faßte Knechtli stürmisch ihre Rechte und drückte sie an den Mund. „Es muß doch heraus, selbst wenn du mir böse wirst. Und du sag ich dir, das Sie verbrennt mir die Kehle. Ja, Blanche, liebes Mädchen, schon an jenem ersten Abend hast du mir gefallen. Aber was ist „gefallen“! Das sind Tanzbodenwörter. Damit ist nichts gethan. Da gehört was andres dazu, und das Andre, das hab ich im Herzen. Sieh, ich hab dich kleinen Augenblick aus dem Sinn gelassen; ich konnts nicht. Du warst, wo ich stand und wo ich ging, immer um mich und mit mir, als wenn es Gottes heiliger Odem wäre.“

So ließ er der Rede den Strom, und doch war es ihm, es sei nur ein kurzes Inhaltsverzeichnis von dem, was er sagen wollte, was er die letzte Zeit über gedacht und geträumt hatte und wobei ihm das Du so selbstverständlich geschienen wie beim Anreden eines über-

irdischen Wesens. Auch redete es sich hier in Gottes freier Natur so ganz anders, als wenn er sein Liebeswerben in dumpfer Stube oder unter den Augen der Petronella hätte anbringen müssen.

„Und wenn ich schon,“ fuhr er fort, „du wirst davon gehört haben — die letzte Zeit in aller Leute Mund war und in den Zeitungen herumgerissen wurde, das war mir so gleichgültig wie das Rauschen der Blätter im Wald gegenüber dem Denken an dich, das wie das liebe Sonnenlicht durch das Dunkel der Zweige hereinbrach. Und am Sängertag, als du in so später Nacht das arme Kind in Schutz genommen, so fein, so zartfüßig, da ist mirs in die Augen geschossen. Ich meinte, du seist die Helvetia, die alle unter ihre Fittiche nimmt, und ich dachte: Der ist wohlgeboren, über dem dieses Mädchens Augen wachen.“

Er fühlte es selbst am Zittern ihrer Hand, die er immer noch in der seinen hielt, daß er abbrechen müsse; er sah ihr in die Augen, die so unendlich viel sagten, und sah ihr fast ängstlich auf die Lippen, die so fest verschlossen blieben, als müsse das kleinste Wörtlein sie töten. War es unmögliches Glück, das ihr Herz bestürmte, oder war es unmögliches Leid? Es konnte beides sein. Ihm selbst wars so, und so alt er war, und so viel er erlebt und gehört und gesehen hatte, es war ihm doch nun so ganz etwas Neues, so ganz ungeahnt Seliges, daß er des Mädchens Schweigen nicht zu unterbrechen wagte. Aber die Hand ließ er nicht los, er hätte sie nicht losgelassen, wenn ihn der Blitz getroffen. Endlich fragte er kaum hörbar: „Blanche, kannst du mich ein ganz klein wenig lieb haben? Nur ein ganz klein wenig, dann ist alles gewonnen, dann bin ich unendlich glücklich.“

Sie sank ihm an die Schulter, und er drückte sie mit Löwenlust an sich, als hätt er den größten Sieg errungen oder den ganzen Himmel erworben.

Nun gabs Perlenworte wie die Tropfen, die nach einem wohlthätigen Gewitter im Glanz der wiedererstandnen Sonne an Blatt und Holmen hängen. Blanche erzählte, wie sie es bei der Wirtschaft im „Letzten Bühnen“ nicht mehr ausgehalten und gleich nach dem Stadt-fest in der „Krone“ eine befriedigende Anstellung gefunden; Petronella habe sie gerne als Kellnerin am Fest teilnehmen lassen, aber nicht aus Gunst und Liebe, sondern nur aus Eigennutz; denn sie habe gerechnet, durch dieses Manöver Gäste für ihre eigene Wirtschaft anzuziehen; das habe Blanche durchschaut und dadurch einen neuen Widerwillen gegen die Stiefschwester gewonnen. Das aber, sagte sie kleilaut vor sich her, könne sie nicht aus der Welt schaffen, daß sie Kellnerin, Wirtsdienstmädchen gewesen.

„Hätt ich dich sonst kennen gelernt?“ warf Knechtli ein, ihre erfalte Hand ans Herz drückend. Dann erzählte er, nunmehr mit Behagen, wie er in seiner Liebesbedrängnis kein ander Mittel mehr gewußt, da er von Petronella schändliche Antworten bekommen, als an seinen Freund Javard zu schreiben, der sie anno siebzig geimpft, ob er imstand sei, ihm über den dermaligen Aufenthalt der Landsmannin Auskunft zu geben. Der Schritt war vergebens gethan. Javard hatte seinem Wunsch nicht entsprechen können; dagegen hatte er nicht unterlassen, alles Gute und Liebe von dem Mädchen zu

sagen, daß er von Kind auf gekannt. Nun forderte Knechli, da das Aufstehen und Scheiden ganz unmöglich schien, sie sollte ihm anvertrauen, ob sie ihm auch schon einmal günstig gewesen, ehe sie von seiner Liebe gewußt. Das machte sie nun erst recht erröten; nicht, weil sie ihre Liebe nicht gestehen wollte; aus einem ganz andern Grund. Endlich nach vielem Drängen und Flehen sagte sie, sie wüßte freilich etwas zu nennen, aber es sei gar so ein winzig kleiner Gedanke. „Doch das Vergisshinein nicht ist ja auch ein winzig klein Blümlein, und doch ist von des Himmels herrlichem Blau dareingegossen!“ Dieses Wort küßte er ihr von den Lippen, dann sprach sie: „Am Abend vor dem Sängertag, als die Rosettenherrn in der hintern Kronenstube Sitzung hielten, da hab ich Sie gesehen durch den Speisehalter. Und da war's, wo ich etwas wahrnahm, daß ich dachte, der Knechli, das ist doch ein ganzer Mann, bei dem muß es eine gut haben. Wissen Sie, was ich meine?“

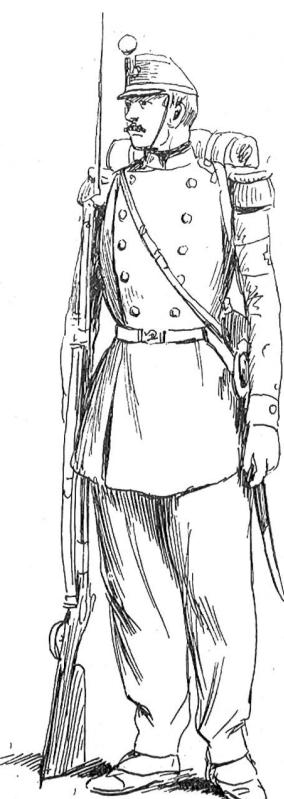
„Sie! Sie! Ist denn das Dusagen so schwer?“

Blanche wurde verlegen, verlegener als beim ersten Kuß. Das steckte auch wieder den auf die Antwort Harrenden an. Es kam ein sonderbarer Moment; beide wagten eine kleine Zeit nicht, sich in die Augen zu schauen, als hätten sie das größte Nebel auf dem Gewissen. Der sonst so praktische und durch und durch herzensgesunde Mann fühlte sich auf einmal überrascht, daß alles so schnell gegangen war. Wochenlang hatte er Tag und Nacht daran herumstudiert, wie er die Sache angreifen wollte, um sie zum guten Ende zu führen, hatte

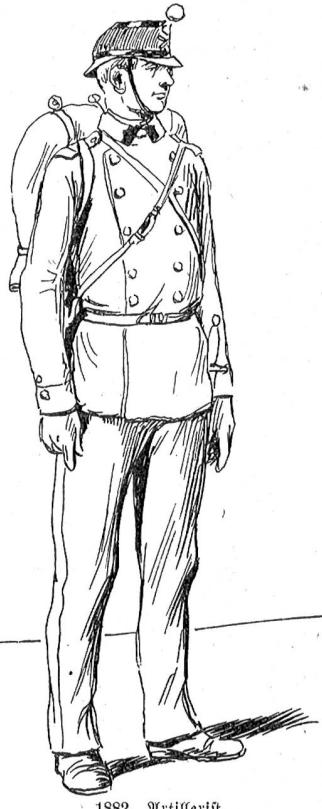
sich in seligen Liebesträumen ausgemalt, was die Erwählte seines Herzens wohl sagen, wie sie sich benehmen werde. Und sie dagegen, die von fern nicht geahnt, daß der von ihr geschätzte Mann sie mit andern Augen ansiehe, als die übrige Menschheit, sie kam auch jetzt nicht über das Glück des Augenblicks hinaus, sich von einem Wesen geschäzt zu sehen, das so hoch in ihrer Achtung stand und auch sonst allenthalben für trefflich angesehen wurde; sie lebte staunend der Gegenwart und stellte keine Rechnung für die Zukunft auf. Nicht nur geliebt,

auch „geachtet“. Das war ihr nun ganz etwas Neues. Sie, eine Kellnerin, ein Schenkmaädchen, und noch dazu eine, die im „Letzten Bâcher“ gedient hatte! Und er hatte sie gesehen an der Seite der Petronella, die in den letzten Wochen einer so verächtlichen Leidenschaft verfallen, daß man sich von ihr abwenden mußte. Und wenn er nun gar erfuhr, was für Untersuchungen und Erlebnisse im „Letzten Bâcher“ stattgefunden hatten, Unterschlagungen, Unterschleife vom „Galmen“ her! An ihren eignen Wert dachte sie nicht, ihre Schönheit hielt sie für kein Verdienst, ihre Tugend für selbstverständlich.

Nun saßen sie nebeneinander, ratslos, von keinem Unheil bedroht, im Gegenteil, nur ein klein wenig vom Gipfel des Glücks entfernt. (Fortsetzung folgt).



1862. Infanterist.



1882. Artillerist.

Schweizerische Soldatenbilder

gezeichnet von Evert van Muyden.

Der Besucher unseres Landesmuseums staunt über die Mannigfaltigkeit der militärischen Gewandungen, die einen Nebensaal der großen Waffenhalle anfüllen. Vor allem bietet das vergangene Jahrhundert eine Unmenge teilweise schmucker, teilweise für unser modernes Auge drollige Uniformen, deren Schnitt und bunte Farben bald dem Gedächtnis der jüngern Generationen entschwinden werden oder bereits entschwunden sind.

Dies veranlaßte die Redaktion, den unsern Lesern schon wohlbekannten Zeichner Evert van Muyden in Paris, den Sohn des in Nummer 1 dieses Jahrgangs besprochenen Alfred van Muyden, zu beauftragen, eine Serie schweizerischer Soldatenbilder auszuarbeiten unter Verwendung genauer Skizzen, die er sich in den reichhaltigen Sammlungen unseres Landes entwerfen und zusammenstellen mußte.

Bis zu den fünfziger Jahren kleidete jede Kantonsregierung ihre Truppen nach eigenem Gutfinden ein, während die Bundestruppen aus allen Teilen der Schweiz in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ihre Zugehörigkeit zu ein und derselben Nation mehr und mehr kennzeichneten. Wir geben heute eine Reihe Einzelzeichnungen in den Text verstreut und notieren jeweilen die genauen Daten. Von den größeren Reproduktionen nach Tuschzeichnungen unseres Künstlers können wir in dieser Nummer nur zwei Blätter bringen und werden die andern mit der Zeit folgen lassen. Eines weitern Kommentars bedürfen die Bilder nicht, da van Muyden die Eigenart jeder Waffengattung trefflich zu charakterisieren wußte.

G. M.

